Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964
1932

290 (10.12.1932) Roman-Blatt. Beilage zum Durlacher Tageblatt

Visual Library

Manchmal heulte nachts der Wind.
Die Zeit der Jagd begann.
Peter hatte eine Zeitlang gehofft, daß das Halali für Fee eine neue Sensation bedeuten würde, aber er hatte sich geirrt. Als sie zum erstenmal sah, wie ein Reh von einer Kugel gerissen wurde, bekam sie einen Weinkrampf. Es war die erste und die letzte Jagd, an der sie teilnahm.
Peter fühlte ein mild-zärtliches Verständnis für sie. Gerade deshalb liebte er sie ja — weil sie mehr Frau war als alle anderen, die er je gesehen hatte. Er riß seine ganze Verbindlichkeit zusammen und schickte sie nach Berlin. Wie sie ihm dankte, war ihm Lohn genug.

Die Zeit der Jagd begann.

Es war weder ihr erster noch ihr letzter Urlaub. Ihre Abwesenheiten von Wernaiden wurden häufiger und länger. Was Peter das erste und das zweite Mal noch als Ausnahme angesehen und nur deshalb ertragen hatte, wurde für sie mit unwiderstehlich leichter und liebenswürdiger Hand zu einer Gewohnheit. Sie war weitaus öfter in Berlin als bei ihm.
Wenn sie nicht da war, stieg manchmal in ihm ein dumpfer Groll empor. Er fand viele Einwände und ehrliche Worte, die er zu ihr darüber sprechen wollte, aber wenn sie vor ihm saß und ihn anlächelte, war alles weggewischt. Er wäre sich nur dumm vorgekommen, wenn er ihr Vorschriften gemacht hätte. Man befiehlt nicht dem Frühling, er habe zu kommen oder zu bleiben. Man kann sich nur darüber freuen, wenn er da ist, oder sich nach ihm sehnen, wenn er fehlt.
Ein einziges Mal machte er den Versuch, gegen ihre Eigenmächtigkeit zu protestieren. Fee gab sofort nach. Sie blieb. Sie machte ihm auch keine Vorwürfe, keine Szenen. Sie ging verspielt und ziellos durch das Haus, tagaus, tagein, es war keine Freude an ihr und kein Ärger. Sie war nett wie immer, aber in einer gewissen müden, resignierten Art, so daß ihm am dritten Tage das Gewissen schlug und er sie selbst aufforderte, wieder abzufahren.
Sie sagte nicht einmal sofort Ja. Sie sah ihn forschend, fast kindhaft verständnisvoll an:
„Du hast es nicht gern!"
„Ich bitte dich darum", sagte er und begriff seine ganze Machtlosigkeit; denn er hatte es wirklich nicht gern.
Aber dann legte sie ihr Gesicht gegen seine Hand, sah aus halbgeschlossenen Augen zu ihm auf und sagte leise, dankbar:
„Peterle . . . du bist so nett . . .", und er wußte absolut nicht mehr, was er eigentlich wollte.

* * *

Aber wenn sie nicht da war, dann war in ihm der Teufel los. In demselben Maße, in dem Fee durch ihre Reisen aufblühte, ging er daran zugrunde. Sie schrieb und telegraphierte zärtliche Grüße. Sie beschäftigte sich wieder mit Sport, sie war wieder in ihrem Kreise, sie meldete schon wieder zu Tennis- und Golfturnieren — jeder ihrer Briefe brachte ihm [illegible]. Seine Antworten wurden immer knapper und [illegible]. Er begann die Welt zu hassen, durch die sie ihm entfremdet wurde.
Er liebte Fee — er liebte das Gefällige, Heitere, Verspielte an ihr, aber das war weit und fremd. Nach und-bewußt begann er zu ahnen, daß sie sich voneinander entfernten, und in dem übertriebenen Gerechtigkeitssinn des Norddeutschen suchte er alle Gründe bei sich selbst. Hätte man ihm in diesen Tagen gesagt „Fee ist schuldig", so hätte er wahrscheinlich blindlings in das Gesicht geschlagen, das diese Lüge sprach. Aber niemand konnte zu ihm so etwas sagen — denn niemand wußte, wie es in ihm aussah. Er selbst sprach doch stets so begeistert von ihr. Er selbst renommierte mit ihren gesellschaftlichen oder sportlichen Triumphen, die er meist telegraphisch oder telephonisch erfuhr, und gab seine lebhafte Freude darüber kund.
Es war verlogen. Er tat es, damit andere nicht an Fee zweifelten. Er zweifelte selbst genug. Vorwürfe von anderen über Fee zu hören hätte er nicht mehr ertragen. Deshalb wurde er ihr lauter Lobredner, seit in ihm selbst das graue Gespenst der Unsicherheit saß. Ich liebe dich, Fee, dachte er, aber es braucht niemand zu wissen, wie weh du mir tust — das muß ich ganz allein mit mir ausmachen! —
Diese Zeit schrieb bei aller Kürze ein paar böse Falten in sein Gesicht. Es gab Dinge, die man früher nie bei ihm gekannt hatte: Tage, an denen er verärgert war — an denen ihn Kleinigkeiten reizten. Er wurde rechthaberisch, oft brutal. Wo er früher über einen Fehler mit einem Lachen hinweggegangen war, schrie er jetzt oft Leute an, die seinen Zorn gar nicht verdient hatten. Nachher tat es ihm leid — dann versuchte er es durch verdoppelte Freundlichkeit wieder gutzumachen, aber er vertiefte dadurch nur die Stimmung der Nervosität, die um ihn war. — —
An einem dieser total verdrehten Tage suchte ihn der Schönauer auf, der sich während der letzten Wochen nicht hatte sehen lassen.
Peter zeigte seinem Onkel alles, was sich inzwischen auf Wernaiden verändert hatte, und entwickelte ausführlich seine landschaftlichen Probleme: daß es sich jetzt darum handele, möglichst vielseitig zu sein, von jedem Schema wegzukommen, jeden Boden, jede Ecke auszunutzen, alle ein Dutzend verschiedener Viehaten zu züchten, wo es früher ein halbes Dutzend getan hatte, nicht auf Preisveränderungen zu spekulieren, alle Erträge möglichst rasch zu barem Geld umzusetzen und dieses Geld sofort wieder zu investieren — sparsam, immer im Fluß zu sein, um nicht liegenzubleiben. Das Gerede imponierte dem Schönauer, und bei der Siedlungsgeschichte nickte er beifällig.
Aber das dicke Ende kam noch, als sie beim Nachmittagskaffee saßen.
„Dreh dich mal vor!" sagte der Weißhaarige — „du hast Feinde!"
Peter sah ihn ratlos an.
„Warum? — Wer?"
„Darüber mußt du dir schon selber dein Köpfchen zerbrechen! Du bist einigen Leuten hier zu aktiv, mein Junge! Die haben gar nicht gern, wenn hier so 'ne Art Musterwirtschaft entsteht. Wenn du noch jetzt gottbehüte in die Politik gehst, kannst du ja allerhand Freundlichkeiten erleben!"
„Aber ich will doch gar nicht in die Politik!"
„Quatsch! Da bist du schon drin! Liest du manchmal polnische Zeitungen?"
„Nein."
„So. Na, also dann laß dir mal gesagt sein, daß du schon als Schädling für die polnische Minorität [illegible] bist. Der Herr Woiwode drüben hat es selber gesagt. Das ist nämlich der Dreh, verstehst du?"
„Ich verstehe kein Wort", gestand Peter.
„Dann bist du ein Dämlack — entschuldige das harte Wort. Du hast öffentlich erklärt, bevor ein polnischer Schnitter auf dein Gut kommt, läßt du dein Getreide verfaulen?"
„So etwas Ähnliches habe ich mal gesagt — aber es ist nicht verfault."
„Aber du hast es gesagt. Das kannst du in dreißig Zeitungen schwarz auf weiß lesen — du hast deinen alten Stall in Ostlathen der deutschen Schule zur Verfügung gestellt, trotzdem die Polen ihn von dir pachten wollten?"
„Natürlich!" Peter fuhr heftig auf. „Weil siebzig Kinder dort in einer Baracke gesessen haben! Ich habe mit dem Lehrer gesprochen! Ich habe das Elend gesehen! Da habe ich ihm gesagt, sie sollen die Bänke bei mir einstellen und bei mir Unterricht geben!"

(Fortsetzung folgt am Samstag, den 15. Dezember.)

Roman-Blatt
Beilage zum Durlacher Tageblatt

Die Saat geht auf

8 Roman von Curt J. Braun (Nachdruck verboten.)

Daraufhin wußte Renate einigermaßen Bescheid.
Sie erfuhr noch sehr viel: daß Peter und Fee heute seit dem frühen Morgen im Wagen unterwegs seien, daß Riu eigentlich gleich einen Koffer mitbringen und nötigenfalls zu Fuß bis zur Bahn gehen wollte, was sie dann geschickterweise doch nicht getan hatte, daß alles ganz sinnlos sei, was man tue und denke, daß Riu heute früh bei dem überhasteten Einpacken die Schreibmaschine in die Ecke geworfen habe, weil sie ihren Beruf und alles hasse . . .
Dann saß sie am Fenster.
Renate wartete geduldig.
Nach einer Stunde wußte sie alles mitsamt der Vorgeschichte, und da war sie doch ein bißchen ernster geworden.
„Schade um Sipp", sagte sie.
Riu sah erstaunt auf: „Um — Sipp?"
Das blonde Mädel nickte:
„Ja. — Daß er auf dem schiefen Weg war, das hat man ja gesehen . . ., dazu ist er oft genug mit meinem Bruder zusammen, aber ich dachte doch, daß er —." Sie schwieg.
„Was?" drängte Riu, für die in ihrer jetzigen Stimmung jedes fremde Wort ein Evangelium war.
„— — daß er ein bißchen mehr Ehrgefühl hätte", ergänzte Renate leise.
„Und Fee? — Und das, was sie mir gesagt hat?"
Zwei sehr dunkle Augen sahen sie an.
„Hat sie nicht recht — mit dem, was sie gesagt hat?"
Rius Kopf fiel herab. Sie konnte nicht mehr sprechen. Renate streichelte ihre Hände. „Ich kann dich schon verstehen", sagte sie. „Peter ist sehr nett." Die Worte kamen sehr zögernd. Es lag die Andeutung eines Geständnisses darin, das Riu jetzt nicht begriff, da sie zu sehr mit ihrem eigenen Kummer beschäftigt war.
Sie hatte das Gesicht an Renates Schulter gelegt. Zum erstenmal war sie froh, einen Menschen zu haben, in dessen Gegenwart sie weinen konnte. Jetzt gab es keine Geheimnisse mehr.
„Du verstehst das nicht so —", sprach sie, und die Worte kamen mühsam. „Ich habe mich doch immer für so vernünftig gehalten — und — das ist auf einmal alles aus! Dann kommt man sich nur noch schrecklich dumm vor . . . weißt du überhaupt, wie das ist? — Hast du überhaupt schon einmal einen Mann richtig liebgehabt?"
Renate schwieg. Sie legte sich in den weißen Sand des Ufers zurück, schob die Arme unter den Kopf und blinzelte in die Sonne. Ihr seltsam leuchtendes Haar glitt über die bräunlichen Arme. Sie ließ die Strahlen auf sich niederbrennen; sie gingen durch das helle dünne Kleid hindurch. Sie dehnte sich ein wenig, und ihre Augenbrauen schoben sich zu einer Linie zusammen: sie ließ ungern an diese Dinge erinnern, von denen Riu gesprochen hatte; man kam dadurch nur auf verwirrende Gedanken. Viele, sehr viele Leute fanden sie schön. Sie kannte das Funkeln, das beispielsweise in Hatzfeldts Augen auftauchte, so oft er sie traf; aber der Mann, bei dem sie es gern gesehen hätte, war noch nicht gekommen.
Sie wandte ein wenig den Kopf herum und lächelte aus halbgeöffneten Lippen: „Kleine Riu . . ., nun kennen wir uns schon so lange . . ., ich weiß nicht — hältst du mich für einen Eisblock?"
Riu sah sie verblüfft an, dann schüttelte sie heftig den Kopf und sagte: „Nein! Wirklich nicht!"
Das kam aus einer solchen Überzeugung, daß Renate ein wenig rot wurde und es hinter einem Lächeln zu verbergen suchte. „Na also! — Ich verstehe dich schon ganz gut!"
„Soll ich abreisen?"
„Nein", sagte Renate. Sie richtete sich rasch auf. „Das sollst du nicht!"
„Aber ich kann ja nicht hierbleiben! Ich kann nicht!"
„Natürlich kannst du! Du mußt nur endlich einsehen, daß es keinen Zweck hat, das gute oder schlechte Gewissen für andere Leute zu spielen. Du kannst die Menschen nicht ändern, liebste Riu! Du bist für sie nicht verantwortlich und deshalb brauchst du nicht den Kopf zu verlieren!"
Riu sah schüchtern zu ihr auf. „Aber —", begann sie.
„Kein Aber! Wird irgend etwas anders, wenn du wegfährst? — Nein! — Aber wenn du hierbleibst, kannst du vielleicht noch einmal irgendeinem helfen, der es nötig haben wird!"
Riu war schon fest überzeugt. „Es ist sehr schwer —", seufzte sie.
„Natürlich ist auskneifen leichter! — Glaube mir, es hat auch für mich viel mehr Mut dazu gehört, hierzubleiben, als einfach zu verschwinden, aber mit dem schönen Wort der Pompadour ‚Nach mir die Sintflut' erreicht man nichts." Sie sprang auf. „Lassen wir das! Ich habe eine Idee für uns beide. Ich nehme mir Urlaub. Du brauchst dich sowieso um keinen Menschen zu kümmern, und wir fahren für ein paar Tage an die See! In ein paar Stunden sind wir da!" Ihre Augen begannen zu leuchten. „Paß mal auf, jetzt ist Hochsaison! Wir wohnen im Kurhaus; ich bin fast jedes Jahr dort gewesen. Wir werden baden, bummeln, tanzen und uns ein paar Tage um nichts, gar nichts kümmern. Wenn wir zurückkommen, werden wir die Welt ein bißchen anders ansehen, und dann können wir weiterreden. Einverstanden?"
Riu erhob sich langsam und nickte. Eine Weile sah sie still auf den See hinaus, dann wiegte sie nachdenklich den Kopf von einer Seite zur anderen, und ein sehr zorniges, herausforderndes Lachen hing in ihren Mundwinkeln, als sie sagte: „Die armen Jungens am Wasser! Die werden keine Freude an uns beiden haben!"
„Das ist der Lauf der Welt!" sprach Renate. „Einer muß für die Sünden des andern büßen."
Warum muß ich es für Fee, dachte Riu.

Zehntes Kapitel

Seit Tagen wartete Sipp auf eine Nachricht von Fee. Nichts kam.
Seit Tagen versuchte er sie unauffällig zu treffen. Vergeblich. Er spürte allmählich, daß sie ihm aus dem Wege ging.
Da begann er tagaus, tagein über jene Straßen zu reiten, auf denen sie ihren neuen Wagen erprobte. Damit hatte er endlich Erfolg. Er sah sie in der Ferne auftauchen und versperrte ihr so den Weg, daß sie — offensichtlich ungern — halten mußte. Sie waren kilometerweit von Wernaiden entfernt, kein Mensch war in der Nähe. Als er zu ihr trat, erschrak er vor der abweisenden Kälte ihres Gesichts. „Fee!" bat er, „was soll das heißen?"

„Was?“ fragte sie und sah starr an ihm vorbei.

Sein Herz wurde zentnerschwer. In seinen Augen kroch die Angst hoch.

„Fee! Du hast mir versprochen, daß wir uns wieder treffen! — Ich habe gewartet — jeden Tag — jede Stunde.“

Sie schwieg. Nach einer Weile hob sie den Kopf und sah ihn groß an.

„Es hat keinen Zweck“, sagte sie. „Bitte, sprich nicht mehr davon!“

Sie griff nach dem Schalthebel. In demselben Augenblick hielt er ihren Arm fest.

„Du!“ sagte er entsetzt. „Was ist mit dir?“

Sie wich zurück, soweit es der Wagen erlaubte. „Laß mich los!“

Er rührte sich nicht. Sie schrie:

„Laß mich los!“ Sie kämpfte gegen seinen Griff, aber als er wirklich ihr Handgelenk losließ, blieb sie unbeweglich sitzen. Sie fuhr nicht los. Ihr Kopf war herabgesunken. Er konnte den Ausdruck ihres Gesichts nicht erkennen, er bemühte sich auch gar nicht darum. Irgend etwas schnürte ihm die Kehle ab, so daß er nicht sprechen konnte. Allmählich begriff er: es war die fassungslose Angst, die ihn schon vor vielen Monaten gewürgt hatte. Damals war Fee ebenso unverständlich gewesen wie jetzt. Und mit der Klarheit kamen die Worte wieder, tastende, verwirrte, stockende Worte:

„Fee! — — — Was ist mit dir geschehen! — Du! — du hast vor einer Woche anders gesprochen!“ Das letzte klang schon wie eine Drohung.

„Bitte, laß mich! Bitte, laß mich! Ich will nichts mehr davon hören!“ sagte Fee.

Sipp fiel in sich zusammen.

„Fee — — — und was du mir vor einer Woche gesagt hast?“

„Bitte, laß mich! Ich war verrückt, ich hatte mich über Peter geärgert, ich — ich — —.“

Sie sprach nicht weiter. Er sah plötzlich, daß sie Tränen in den Augen hatte, und das machte ihn bestürzt und hilflos. Er beugte sich weit über den Wagen.

„Fee“, sagte er leise. Es kam wie aus weiter Ferne. „Kleine, kleine Fee — —.“

Ihr Kopf blieb gesenkt, und als er sie nun bei den Schultern nahm und zu sich heranzuziehen versuchte, wehrte sie sich nur wenig. Sipp sah sie an. Sein Gesicht war seltsam weich. Es war seine kleine Fee, die er hielt, eine liebe, kleine Fee — unglücklich wie einst, wenn er sie über schlechtes Wetter, über ein verlorenes Tennismatch trösten mußte. Nichts hatte sich geändert in diesen vielen Monaten.

„Liebes“, sagte er sanft, „du hast doch schon einmal Vertrauen zu mir gehabt — warum hast du es jetzt nicht mehr? — Du bist unglücklich!“

Sie schwieg.

„Fee!“ bat er leise, „du hast es mir doch selbst gesagt! Peter ist dir ganz gleichgültig.“

Ihr Kopf flog hoch. „Nein!“ rief sie, „nein!“

„Aber du willst fort von ihm!“

„Ich weiß nicht.“ Sie riß sich von ihm los. „Ich weiß nicht — ich bitte dich, Ali, laß mich! Ich weiß gar nichts! Ich will nichts mehr davon hören!“ Sie schwieg, und erst nach einer langen Weile fuhr sie leise, kaum hörbar, fort: „Ich weiß nur, daß es so nicht richtig ist! Ich halte es hier nicht aus! Und — — und Peter ist so gut, ich kann es ihm nicht sagen — — ich — — ich — wozu bin ich hier? Wozu lebe ich? Es ist schon alles egal — am besten ist, man hängt sich auf!“

„Du bist ja ganz verrückt!“ rief er verstört.

Sie nickte: „Ja!“ und hatte das Gefühl eines trotzigen Kindes.

Joachim Sipp riß die Tür des Autos auf und setzte sich neben sie, um den Arm um sie legen zu können.

Er sprach fast väterlich:

„So geht das ja nicht weiter“, sagte er. „Du mußt hier raus! Du brauchst ein anderes Leben, andere Menschen, du brauchst die Großstadt und die Reisen und den Flirt.“

Sie nickte gehorsam.

„Warum fährst du nicht nach Berlin? Er läßt dich doch?“

Sie sah hilflos auf.

„Er läßt mich — ja — aber — hast du sein Gesicht dabei gesehen?“

Er wurde erregt:

„Ihr paßt eben nicht zusammen! Geh fort von ihm! Du gehst doch hier kaputt! Es ist ein Verbrechen, hier eine Frau wie dich einzusperren! Sag es ihm!“

Sie schüttelte so heftig den Kopf, daß ihr die Haare flogen.

„Das kann ich nicht! Nein, nein! Ich sage ihm kein Wort!“ Ihr flehendes Gesicht war dicht vor dem seinen. „Ali, ich bitt' dich, ich bin kein schlechter Mensch! Wirklich nicht! Nur —“, sie zögerte, „auch wenn du es vielleicht am meisten glauben mußt.“

„Ich glaube nichts“, sagte er leise, „ich — ich liebe dich.“

Sie löste sich rasch von ihm.

„Das sollst du nicht sagen, Ali! Ich will das nicht hören. — Ich weiß — — du wirst nie vergessen, wie das damals zwischen uns gekommen ist — — aber — — ich war damals ja so verliebt in ihn — man kann nichts dagegen tun.“

„Ich glaube nichts“, sagte er leise, „ich — ich liebe dich!“

„Und jetzt?“ fragte er mühsam.

„Jetzt?“ Sie schob die Schultern hoch. „Ich weiß nicht! Ich kann nicht darüber nachdenken! Ich weiß überhaupt nichts mehr —! Ich weiß nur, daß ich ihm nicht wehtun möchte . . . aber — — es geht so auch nicht weiter!“

„Und wenn er dich freigibt?“

„Das tut er nicht!“

„Aber wenn —! — — Wenn er dir selbst den Vorschlag macht, dich scheiden zu lassen?“ Eine wahnsinnige Hoffnung war in ihm aufgetaucht.

Fees Blick glitt ziellos über ihn hinweg, in eine weite, unerkennbare Ferne.

„Dann — —“, sagte sie kaum hörbar — „dann —.“

Sein Gesicht war dicht neben dem ihren.

„Du — — dann machen wir wieder Ausfahrten nach Parry —!“

Ein kleines, versonnenes Lächeln stand um ihren Mund.

„Dann essen wir wieder in der Cascade — — oder unter den Ruderern in Gatow — oder — wir spielen wieder Tennis in Hundekehle und in Meran und in San Remo.“ Er riß sie plötzlich an sich: „Fee!“

Sekundenlang war ihr schmollender Mund dicht vor dem seinen. Als er sie küssen wollte, riß sie sich heftig los.

„Nein, nein“, sagte sie, „Ali, sei gut, ich muß nach Hause, wir dürfen nicht solche Dummheiten reden, ich bitt' dich, geh! Sofort! Geh!“

Er stieg aus. Sie fuhr davon, ohne sich noch einmal umzusehen. Sein Blick folgte ihr, bis sie hinter den Büschen der nächsten Biegung entschwand.

* * *

Schiemann und Jakrzewski warteten schon lange auf ihn.

„Kann der Junge nie bezahlen?“ sagte der Pole schmunzelnd.

„Das war der Zweck der Übung!“ sagte Schiemann, der eine Aufstellung von Zahlen vor sich hatte.

„Und wenn er nicht darauf eingeht?“ fragte der „Edelmann“. „Er hat letztens, wie das Gespräch darauf kam, überhaupt nicht reagiert!“

„Das kommt noch!“ sprach Schiemann zuversichtlich, da er die Vorgeschichte solcher Transaktionen aus eigener Erfahrung kannte. —

Zu ihrem Erstaunen erschien Sipp in einer so heiteren Stimmung, wie sie ihn noch nicht gekannt hatten. Jakrzewski wurde mißtrauisch. Er lebte in einer ständigen Furcht vor Spitzeln, und die Schreckensträume seiner Nächte, Guillotinen und Galgen, wirkten sich bei ihm auch am Tage aus. Schiemann besaß viel mehr Ruhe — wie es dahinter aussah, konnte allerdings niemand beurteilen.

Sie tranken miteinander und sprachen von hundert Dingen — vom Wetter und von der Ernte, von den gesunkenen Preisen und vom Insterburger Reitturnier, an dem sich der Tuchnow diesmal nicht beteiligte, weil seine ganzen Pläne erst auf das nächste Jahr hinzielten, wo er in Berlin, Aachen, dem Haag, San Remo und Rom mitmachen wollte; sie sprachen zwei Stunden, aber kein Wort fiel über Sipps Spielschulden.

Er war eigentlich gekommen, um die Männer abzuholen. Seit drei Tagen schrieb man einen neuen Monat — das hieß, daß in der Preußendiele neue Gesichter zu treffen waren.

Man aß noch im Hause.

Renate saß schweigend dabei.

„Morgen geht sie weg von uns!“ erklärte Schiemann.

Sipps Blick glitt flüchtig über das Mädel. Sie schien die Worte ihres Bruders überhaupt nicht gehört zu haben. Jedenfalls sprach sie während des ganzen Essens kein überflüssiges Wort. Als man knapp fertig war, klirrte draußen schon das Geschirr der Pferde.

Man erhob sich.

Jakrzewski legte mit Lebemannsallüren den Arm um Renate und hielt sein Gesicht dicht vor das ihre:

„Na, schöne Frau! — Willkommen!“

Renate streifte seinen Arm wie ein Gewürm herunter.

„Danke“, sagte sie. Ihr Blick glitt ganz kurz über die Gesichter der drei Männer. „Gute Nacht!“

Jakrzewski knurrte etwas Böses.

„Laß das Mädchen“, sagte Schiemann barsch. „Gibt doch genug andere!“

Sipp hatte als einziger vorübergehend ein unbehagliches Gefühl. Er liebte nicht diese dunklen Blicke, die man nie enträtseln konnte — und während der ganzen Fahrt zur Stadt versuchte er sich darüber klar zu werden, ob er darin wirklich Verachtung gelesen hatte oder ob er sich das nur einredete.

Sobald man an einem Tisch saß, Musik hörte und volle Gläser vor sich hatte, verschwanden derartige Gedanken. Dann blieben nur noch Fee und die große, hinreißende Hoffnung.

Schiemann und Jakrzewski sahen sich an diesem Abend des öfteren an. Ein anderer Sipp saß bei ihnen — ein Sipp, der einen Witz nach dem anderen heraussprudelte, der ein Glas nach dem anderen trank, der ein Mädchen nach dem anderen zu sich einlud und sie gleich darauf wieder wegschickte, ein lebensprühender, angekurbelter, verblüffend neuartiger Sipp.

Aber der große Schwung hielt nicht lange an. Schon nach wenigen Stunden kam der Umschlag. Sipp sah trübselig in das Glas, das er einmal nach dem anderen leerte, wollte von Witzen und Weibern überhaupt nichts mehr wissen, und bestellte bei der Musik sentimentale Lieder. Mit fortschreitendem Abend wuchs die Traurigkeit und das Mitteilungsbedürfnis.

Jakrzewski, dem die Geschichte langweilig wurde, hatte sich auf einen Wink Schiemanns entfernt und saß mit mehreren Frauen in einem Hinterzimmer. Er ging Verhandlungen immer gern aus dem Wege, da er von Natur aus feige war, überall Spitzel witterte und sich nicht gern bloßstellte. Schiemann machte solche Sachen allein viel besser, und der war entschlossen, mit Sipp irgendwie ins Reine zu kommen.

Es gab viele Wege, Vertrauensleute zu bekommen. Nicht der unwichtigste davon war der mit den Spielschulden, aber Schiemann merkte schon nach kurzem, daß dieses Druckmittel nicht einmal nötig war. Nach der dritten oder vierten Flasche Sekt begann Sipp von ganz allein, sein Herz auszuschütten.

„Ich hasse ihn!“ sagte er, „ich hasse ihn!“ Er griff nach Schiemanns Arm. Auf seinen Wangen war eine heiße Röte. „Wissen Sie, was das heißt, wenn einem einer die Frau wegnimmt, die man liebt? Weiß ich, was er ihr über mich erzählt hat? Jetzt spielt er den großen Herrn und gibt mir das Gnadenbrot! Aber so laß ich mich nicht unterkriegen!“

Seit langem suchte er in seiner Verzweiflung Trost darin, sich einzureden, Peters Güte entspringe nur einem schlechten Gewissen. Vielleicht hätte er sich in ruhigen Stunden seines Hasses geschämt, aber er entging dieser letzten Demütigung dadurch, daß er — wie alle moralisch Unterlegenen — seinem Gegner schlechte Motive andichtete.

Schiemann wäre der letzte gewesen, ihm derartiges auszureden. Er konnte ja keinen besseren Bundesgenossen finden als Sipps Liebe. Sie sprachen infolgedessen in dieser Nacht noch sehr viel davon, und sie gingen Seite an Seite, als sie ihren Haß gegen den Herrn auf Wernothen ausspien.

„Ich bringe ihn um!“ sagte Sipp heiser. „Ich hätte es schon lange getan — aber dann kann ich Fee nicht wiedersehen!“

„Es gibt einen besseren Weg!“ erklärte Schiemann. „Er braucht nicht zu sterben . . . wir bringen ihn moralisch um . . . wir können ihn unmöglich machen . . . so unmöglich, daß er hier keinem Menschen mehr ins Gesicht sehen wird . . . daß er fort muß . . . daß sie ihn vielleicht sogar ins Gefängnis stecken . . .“

Sipp sah aus verglasten Augen in den Raum. Er schwieg.

Schiemann hatte sich dicht zu ihm geneigt.

„Und — man kann dabei noch ganz gut verdienen —“, sagte er leise.

Sipp blickte langsam zu ihm herum. Seine Mundwinkel zogen sich in einer so instinktiven Abwehr zusammen, daß der andere sofort begriff: auf dieses Gebiet durfte er sich nicht wagen. Es war auch nicht mehr nötig.

„Wir werden ihn unterkriegen!“ sagte er in hastiger Ablenkung und griff nach seinem Glas.

„Das werden wir!“ knurrte Sipp und stieß mit ihm an.

Elftes Kapitel.

Es war die Zeit der Saisonarbeiter. Die große dumpfe Welle der polnischen Schnitter zog ins Land. Mit ihnen kam jener Geruch, der großen Herden anhaftet: die gefährliche Hitze der Masse — die Gewalttätigkeit einer Vielheit von armseligen, verständnislosen Kreaturen. Jeder für sich war nur ein armer Teufel — aber viele auf einem Haufen waren ein Brutherd unverständlicher und tierischer Gedanken.

Es wurden — wie immer — zahllose Einwände gegen diese alljährliche Invasion gemacht. Auf Wernothen brauchte man diese polnischen Landarbeiter auch nicht zu beschäftigen — man hatte genug eigene Kräfte, aber das war eine Ausnahme. Für zahllose Besitzer war diese Armee so unentbehrlich wie Heringsschwärme für Fischerdörfer. Gewiß, es gab Tausende von Landarbeitern, aber das waren Menschen, die für ihre Arbeit mit Recht eine halbwegs anständige Entlohnung, brauchbares Essen und einen sauberen Platz zum Schlafen verlangten. Die Polen unterboten alle Preise, sie arbeiteten für ein paar Pfennige, fraßen und soffen und schliefen wie das Vieh in Ställen. Niemand sah sie gern. Man ging ihnen aus dem Wege, aber sie waren so billig, daß viele Besitzer sie nehmen mußten, weil sie einfach nicht das Geld hatten, sich ansässige Arbeitskräfte heranzuziehen. Die Not der Bauern bedrohte das Niveau ihrer Arbeiter — ein ganz einfacher Vorgang, an dem es wenig herumzudeuteln gab. Da half es nichts, sich Statistiken auszurechnen, die das Anwachsen der Kriminalität durch die Masse der alljährlichen polnischen Schnitter bewiesen — in einem ausgehungerten und abgewirtschafteten Lande hat der Pfennig die größere Beweiskraft.

Immerhin hatte auch diese Welle ihr Gutes: sie bewies es denen, die sonst nie daran dachten, daß es zwischen Polen und Deutschland nicht eine Grenze der Nationen gibt, sondern eine Grenze der Zivilisationen. Man brauchte nicht mehr zwei oder drei Kilometer weit drüben ins andere Land zu fahren, um den Sumpf schon daran zu erkennen, daß man auf dem Wege steckenblieb, der Sumpf schickte in jedem Sommer seine Schwärme, an denen man ihn erkannte.

Wo vor kurzem noch das gelbe Meer der Felder gewogt hatte, standen Stoppeln.